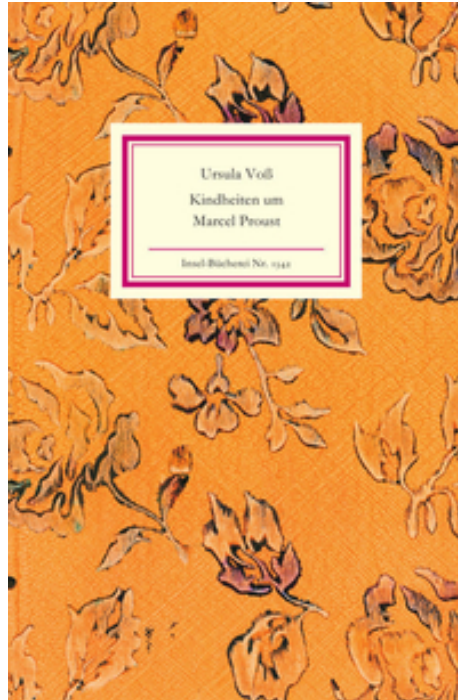


Insel Verlag

Leseprobe



Voss, Ursula
Kindheiten um Marcel Proust

© Insel Verlag
Insel Bücherei 1342
978-3-458-19342-5



Ursula Voß
Kindheiten um
Marcel Proust

Mit Abbildungen
Insel Verlag

Insel-Bücherei Nr. 1342

© Insel Verlag Berlin 2011

INHALT

Vorbemerkung	7
Marcel oder das erzählte Ich	9
Die Kindgeliebten: Marie-Gilberte, Jeanne-Gilberte . . .	19
Der Blumenkindmaler: Jacques-Émile Blanche	29
Im Schatten des Patriarchen der Vater, der Sohn: Daniel Halévy	39
Das unzählbare Herz: Anna de Noailles	50
Unterm Flügel der Fledermaus: Robert de Montesquiou-Fezensac	61
Der Ahnenräumer: Boniface de Castellane	72
Die Nymphe Europa: Marthe Bibesco, Princesse	81
Adonis hinter der Asthmamaske: Illan de Casa Fuerte . .	92
Die Augen des Wildfangs austerngrau: Élisabeth de Gramont	104
Lebensläufe	115
Literatur	124

Lorbeerlos sind wir alle geboren; lorbeerlos wuchsen wir heran und entdeckten in der Kinderzeit, wenn wir Glück hatten, das Poetische, das am Grunde jeglicher Dichtung liegt.

Hannah Arendt

... im Bois, nahe der Porte Dauphine. Ich sah dort Knaben im Alter von sieben bis neun Jahren spielen; Gesichter und Gestik erschienen mir ungewein ausdrucksvoll. Die Individuation erwacht hier eher und prägt sich schärfer aus. Doch hat man den Eindruck, daß in den meisten Fällen etwa mit sechzehn Jahren ihr Frühling erlischt.

Ernst Jünger

VORBEMERKUNG

Die hier vorgestellten Persönlichkeiten traten als Kinder, Halb-
wüchsige oder schon Erwachsene in den Gesichtskreis des jun-
gen Marcel Proust. Freundschaften und Korrespondenzen ent-
wickelten sich. Sie kannten sich alle, die Stadt Paris war ihr
Epizentrum. Noch war der Dichter ein Unbedeutender, er ta-
stete sich erst heran an seinen Lebensstoff: die Gesellschaft
des Fin de siècle. Sie hingegen trugen von Geburt an bedeuten-
de Namen, manche einen Adelstitel; ihre Ahnenketten banden
sie eng an die Geschichte Frankreichs, bis ins Mittelalter.

Sie schrieben ihre Lebenserinnerungen aus Verpflichtung ge-
genüber ihrer familiären Tradition. Schon ihre illustren Vor-
fahren hatten Memoiren im hohen Sprachstil verfaßt. Ihre
Nachkommen fühlten keine Notwendigkeit, sich einem neuen
Zeitgeist anzupassen, mit Hilfe der schon verbreiteten päd-
agogischen und psychologischen Erkenntnisse ihre einst erlit-
tenen Demütigungen, ihre Kümernisse und Konflikte und
auch die Fehler ihrer Erzieher aus der Distanz heraus zu deu-
ten. Sie dachten gleichsam rückwärtsgewandt, so als erheisch-
ten sie den Applaus ihrer Altvorderen. Ganze Seiten oder Ka-
pitel in ihren Chroniken gelten genealogischen Exkursen. Der
Leser ist aufgefordert, die Aventüren ihrer Kindheit – wer
weiß, trotz allem bisweilen mit leisem Neid im Herzen? – nach-
zuvollziehen.

MARCEL ODER DAS ERZÄHLTE ICH

Kindheit, schreibt Proust, sei die Zeit, in der alles entstehe: Ernst, Trauer und Seligkeit. Den Glanz des Einst ertrotzt sich der Erinnernde im Nachvollzug, Marcel Proust in seinem Epos *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*. Seine Kindheit haftete ihm lebenslang an wie eine zweite Haut – lange schon ein mondäner Schriftsteller, verharrete er für seine Mutter noch in ihrer Todesstunde auf der Stufe eines Vierjährigen.

»Weinend sah ich das Gold« – bei Rimbaud sind schon die Siebenjährigen Poeten. Wer sich über seine Kindheit beugt, befreit ein Klümpchen Gold von den Verkrustungen der Zeit. In der polierten Oberfläche spiegelt sich das gewordene Ich und sucht sein einstiges Sein. Doch jedes Auffinden des Goldklümpchens und der sehnstüchtige Versuch, es den eigenen Vorstellungen anzupassen, birgt in sich die Gefahr des verschönernden Erfindens. Das Vexierspiel um Wahrheit und Dichtung erweist sich als Herausforderung an das Gewissen. Wahrheit, so Proust, müsse nicht ausgesprochen werden, um offensichtlich zu sein, man könne sie vielleicht noch sicherer an hundert äußeren Zeichen ablesen. Von Kindesbeinen an suchte er in den Mienen der Erwachsenen *la vérité* zu lesen, sie aus ihren Mündern zu hören; was die Kruste aus Konvention und Lüge durchbrach, überführte er in sein Erzählwerk, wo die Großen dem Hätschelkind ihre Komödie vorführen. Nur das eigene Antlitz ließ er beim Wiedererweckungsprozeß halb verdeckt. Wer hätte da schon einen Spiegel halten wollen? Kein Familientagebuch berichtet Genaueres über *Marcel jeune*; und wie verläßlich sind Verwandtenplaudereien? Mit klebrigen Insektenfühlfäden, riesig lang und an den Seinen haftend, versteckt

sich der Flüchtige im Dickicht des Romans . . . Was schon dem beobachtenden Kind beim menschlichen Miteinander auffiel, zwingt auch den Schreiber, sich zwischen zwei Möglichkeiten, Kindheit wahrheitsgemäß darzustellen, so zu entscheiden, daß bei aller Transparenz »ein kleiner Winkel der Lüge« bleibe. Das Obskure ans Tageslicht zu fördern, sitzt als Stachel im Hirn der *Proustophilen*. Finten aufdecken! Wer sich schreibend zur subjektiven Wahrheit durchringe, sei im Gnadenstand, so Nathalie Sarraute. Ihr Mitstreiter Jean-Paul Sartre badete darin wie in geweihtem Öl, berauschte sich an der Vita eines Philosophenwinzlings weit mehr als Proust beim Schöpfungsvorgang seines Ego. Selbststilisierung: ein Puzzle aus willkürlichen Versatzstückchen.

Unser Dichter liebäugelt mit dem Verwirreffekt, gibt sich den Namen »Jean Santeuil« im frühen Fragment – so jugendfrisch aus der Sicht des Mittzwanzigers – und mutiert Jahre später im *opus magnum* zu »Marcel«, »der ich bin und auch wieder nicht«. Wie sich da Bilder glasplättchenhaft übereinanderschoben; wie sich im Doppelportrait die Konturen verwischen, die Erinnerungen . . . Nur in der Schlüsselszene des verweigeren oder ungnädig gewährten Mutterkusses, dieser »fieberhaft erwarteten Wegzehrung« für die Nacht, teilen sie sich in die gleiche »untröstliche kleine Seele«. Tränenfeucht noch das Papier der Cahiers. Wegen solcher Schluchzer – viertelstundenlang! – bat der Achtjährige, der wirkliche Marcel, den respektvoll verehrten Großvater Nathé Weil, um Pardon: »Verzeih mir meine Sünde . . .«. Sprach hier das Alte Gesetz? Was waren das für Schuldgefühle?

Monsieur wurden diese Knaben gerufen und in der dritten Person angeredet. Monsieur Jean mit seiner »ängstlichen Seele im fröstelnden Leib«, ach, er war noch zu jung, das Knäuel aus

Physis und Psyche zu entwirren, und spürte dennoch dumpfes Unbehagen ob einer sich schon regenden Erkenntnis über der Zwiesprache mit dem aufgeregten Ich. Zur gleichen Zeit, als Proust (um 1895) die Gemütsstiefe seines alter ego auslotete, vertraute Sigmund Freud seinen Entwurf einer Psychologie den Heften an, sah in dem neuen Wissenszweig den notwendigen Tyrannen . . . Jeans Leiden als ein moralisches, höchst beklagenswertes, verschwand, als der Nervenschwache »an die Stelle der Verpflichtung, einen Fehler zu vermeiden, die Annehmlichkeit treten sah, einer Krankheit pfleglich zu begegnen.« Narziß tauchte in die Modekrankheit des Fin de siècle, die Neurasthenie, wie in ein laues Quecksilberbad ein. Unverändert blieb der Wesenskern beim Namenswechsel von »Jean« zu »Marcel«: der »Verzicht auf Traurigkeit« hätte Selbstaufgabe bedeutet. Glückliche Melancholie? Und hie und da die kleine Schmutzpfütze beim Umlügen der Wahrheit. . . Weshalb verbirgt der Wirklichkeitsjongleur eine frühkindliche Wunde? Da war er zwei Jahre alt, als ein Brüderchen auf die Welt kam und die vergnügte, schöne Mama für sich beanspruchte. Marceles Eifersucht, will sein Biograph Jean-Yves Tadié wissen, liege im Unterbewußten, habe im Neunjährigen den ersten Asthmaanfall ausgelöst, weil Robert, just aus den Mädchenkleidern herausgewachsen und in Hosen gesteckt, nun zum männlichen Rivalen wurde. So tief muß dieser Stachel gesessen haben, daß dieser Bruder, der dem Erstgeborenen »die überspannte Freude an der Einsamkeit« nahm, im Roman nicht vorkommen durfte. Dabei waren sie in Wirklichkeit ein Herz und eine Seele. Das Spektakel enthält uns der Chronist vor: wie da zwei splitternackte Wilde im Garten von Auteuil vor den Augen ihrer hochgeknöpften Anverwandten herumtoben; und wie ein Lamento über ein Mehr an *crème au chocolat*, der greinende



ROBERT UND MARCEL, DIE FEINEN SÖHNE
DES DOCTEUR ADRIEN PROUST

Futterneid des Jüngeren umschlägt in Fürsorglichkeit, denn schließlich ist der große verzärtelte Schwächling ein Kriegsgeschädigter schon im Mutterleib! Ein Granatsplitter unterm Glassturz gemahnt an Flucht und Preußendesaster, eine patriotische Reliquie, deren schrundige Kantigkeit mysteriöserweise Schuld tragen sollte an Marcells Hypersensibilität.

Zorniges Sichaufbäumen, in Nervenkrisen und Weinkrämpfen endende Wutanfälle, zugeschlagene Türen, ein zerschepertes venezianisches Glas: vergebliche Befreiungsversuche von den »Kanailen«, den konsternierten Eltern. »Nicht nur Kinder, sondern auch Dichter werden mit Schlägen erzogen.« In die Erinnerung eingraviert eine Pietà-Imago, ein von »Schluchzen geschüttelter kleiner Körper«, »am alten, mageren Halse« seines *grand-père* hängend; das Bündel Elend war dreizehn . . . Ach, diese Samtketten einer überpolsterten Kindheit, wie sehr schnitten sie in die Psyche? Drückten sie spürbar? Prägten sie doch die poetische Empfindsamkeit . . . Ist da nicht von Anbeginn ein undefinierbares Unbehagen im Bilderbuch von Combray oder Beg-Meil, allerlei symbolisch Unheilvolles, Rückzugsphantasien, ein Hineinkriechen in den Mutterleib – wie vieldeutig die Dunkelheit in Mamas Schrank mit den alten Veloursplerinen, pelzverziert und mit kirschrotem Atlas gefüttert, womit sich der Knabe drapiert. Wie symbolhaft auch der regenfeuchte kleine Garten, die engen Flure für ein klaustrrophisches Seinsgefühl; das Bett als Stätte ewigen Kummers und das Kämmerchen für geheime Lüste – man schaudert. Entschlüsseln wir noch die düstere Grotte der Bains Deligny, ein Badeschiff auf der Seine, wohin man Mama begleitete, eine »Eismeerhölle« von unsichtbarer Tiefe, ohne Himmelslicht, und darin eine tropfnasse Venus mit enganliegendem Gummihelm, dem wasserscheuen *pauvre petit* Kußhänd-

chen zuwerfend . . . Aphrodite, Begehrt Jupiters, und er selber der Sohn einer Göttin! Surreal mutet dieses Szenario an, Abbild des erahnten eigenen Innenraums, schaudererregend wie die Krypta der altersgrauen Kirche von Combray, wo die Gebeine einer ermordeten kleinen Königstochter ruhen und man sich vorstellt, ihr in Urvorzeiten nahe gewesen zu sein, als Rächer, als Täter, als der Böse im Wolfsfell . . . – »Mon petit loup«, mein kleiner Wolf, nannte ihn Mama.

Kindheit, ein Zaubergarten? Allerlei Würmer wühlen im Erdreich. Sumpfige Blasen quellen aus Untergründen. In den Labyrinthen abenteuernd man wie in Schächten ohne Ausgang. Durchstöbern wir das Wortfeld der Stätte, tauchen in den wie von Impressionistenhand hingetuschten Paysagen flackernde Warnsignale auf: *Marter* und *Grauen*, *düstere Mysterien*, *Gewaltmittel*, *Verbrechen* und *Gnadenfrist*, *quälende Angst* und *Schmerz*, *drohende Bestrafung*, *unverschuldete Übel*. *Sadismus!* Die biographische Wahrheit sei nicht zu haben, meint Sigmund Freud, und wenn man sie hätte, wäre sie nicht zu brauchen. Proust schreibt die seine als ein Stück düstere *ars fantastica* . . . »Terreur et supplice«, Schrecken und Qual fallen in die frühest erinnerte Zeit: wie sich der Priester auf »Wolfspfoten« von hinten an ihn heranschlich und an den Locken zerrte – ein Alptraum! Der Schreckensmoment beschwört aus biblischem Brunnengrunde Samsons kapillare Kastration. Ähnlich erlebte Poulou Sartre seine erste Kopfschur; die Ich-Entfremdung beginnt beim Griff an den Haarschopf, heiliger Hain der Wörterproduktion. Im Roman *A la recherche du temps perdu* reißt sich das Samtkittelkind die für den Photographen in seine Tolle geklemmten Papillotten herunter und zertrampelt auch noch seinen neuen Hut! Rebellion und Vandalismus vor stummen Zeugen, den Weißdornbüschen . . .

Wie da Weltwirklichkeit und Kunstwirklichkeit ineinanderspielen: wo das Erzähler-Ich die Sträucher abschiednehmend umarmt, wirft Madame Proust, ärgerlich über die sperrigen Zweige ihres Söhnchens, im Zug von Illiers nach Paris das Gestrüpp aus dem Abteifenster. Ferienziel Illiers, Urzelle von Combray, wird zum Auslöser romantischen Naturgefühls. Und wie muß Jahrzehnte danach der große Marcel den kleinen geliebt haben, da er sich von ihm wieder in die väterliche Provinzidylle führen ließ, wo ihn freilich kein Pollenflug mehr bedrohte. Petrarca *piccolino* an der Quelle der Sorgue erfaßte »die einzigartige Schönheit des Ortes«; Mysterien von Wald und Flur erfüllten den zwölfjährigen René de Chateaubriand mit »Gefühlen der Wollust und Melancholie« und offenbarten ihm sein eigenes Wesen. Nymphen tauchen da auf, nicht nur aus den Seiten des Lukrez und Virgil im Westentaschenbuch. Sinnliches Erschauern erfaßte diese Kindpoeten, eine Vorausahnung des menschlichen Lebenslaufs beim Betrachten mäandernder Wasserwege. Noch war *Marcel jeune* das weite Land, das Reich aus Natur und Seele, *terra incognita*, dafür war er mit dem Auge eines Botticelli begabt für die erblühte Flora. Vom Ufer lächelten ihn steingehauene Göttinnen an, Schwäne gemahnten an mythologische Liebesdinge . . . Aus dem Wiesendunst löste sich eine in Musselingspinste gehüllte Melusine; der Träumer vernahm ihren Wunsch nach seinen Versen, erblickte in ihr die Prophetin seiner Schriftstellerei.

Scribeo, ergo sum. Ich schreibe, also bin ich: damit bläht sich ein existenzphilosophischer Knirps auf, Poulou Sartre, der mit der »Beule der Literatur« auf die Welt kam. Diese Erwachsenenminiatur führte »vergiftete Wörter« in seinen Kopf ein; für Marcel waren es immer erhellende, leuchtende Wörter, magische Wörter wie »Fesselballons«, die ihn mitschweben ließen

und der Tristesse, den Zwängen ein Adieu sagten. Wo für Poulou Kindheit in der »Kalkgrube« einer großväterlichen Bibliothek verlosch, wurde für Marcel die großmütterliche zum Steinbruch; hier fand er das Material für sein Ich-Gehäuse, seine Geheimkapelle, die seinen Geist keineswegs einkerkerte, im Gegenteil: jeder neue Fund schmückte sie aus. Fremde Gedanken fluteten hinein, füllten sie mit »stillem Leben«, einem »Mysterium«, wo »meine Person sich zugleich verloren und verzaubert vorkam«. Früh setzte die ästhetische Erziehung ein. Tausendundeine-Nacht-Räuber und Prinzen tummelten sich auf Desserttellern, Mama las aus der Märchenbibel vor; eine Scheherazade, Glanzfäden in den Romanteppich einwebend. Überall Orient! Ach, diese Segnung in der Wüste des Einerleis. Bald sah Madame Proust ihre Sprößlinge immer nur mit einem Buch unterm Arm in den Park oder an den Strand ziehen. »Morgen reise ich nach Dieppe«, schrieb im September 1880 Marcel an eine Kusine, »Je pars demain pour Dieppe, et je suis enchanté de pouvoir m'amuser à lire.«

»Die Lieblingslektüre meiner Kindheit ist *Der weiße Rabe* von Alfred de Musset gewesen: diese Worte über die Rose und den Käfer, tägliche Litaneien – unverstanden in meinem achten Lebensjahr und geliebt.« Was begriff er schon von dieser Botschaft der Trennung, der angstausslösenden Vorstellung, vom Vater verlassen zu werden. Docteur Adrien Proust wurde später von seinem Dichtersohn wie neu erschaffen in der Haut und im Gewand Abrahams, von einem persischen Turban gekrönt. Biblischer Lyrismus floß in den Erzählstrom ein. Frühe Lesewonnen werden heraufbeschworen in den Gedanken *Sur la Lecture*: in den verwunschenen Stunden mit einem Buch im Haselgebüsch fliegen gleichsam Engel herbei und stoßen die Himmelsporten auf. Und so, als sei der Geist

der himmlischen Boten in ihn selbst hineingefahren, beugt sich der Erinnernde tröstend über den schmöckernden Knaben im Sessel, wo der kratzige Stickereibezug manch Daseinshärte des braven *Capitaine Fracasse* verstehen lehrt. Mehr noch als alle Aventüren gefielen die schönen Sätze. Aber nur keine fertigen Antworten aus Büchern erwarten! Welche Lehre erteilte die *grand-mère* ihrem Enkel bei den Wanderungen am Meeressaum von Balbec-Cabourg, auch sie mit einem abgegriffenen Band in den Händen, dem die Sogkraft des nur Halbverstandenen eignete? Salziger Seewind durchblättert die Seiten der Duchesennememoiren oder Damenbriefe der Sévigné, ihre Stimmen raunten es dem Jungen zu: lesen, um zu leben, schreiben, um zu überleben . . .

Alle Zärtlichkeit, die Marcel den Opfermüttern abverlangte, übertrug er, als hätte er sich mit ihrer Liebessubstanz vollgesogen, auf sein beim Schreiben wiederbelebtes Ich. Dabei barg der Magnetberg mütterlicher Anziehungskraft schon das Verhängnis. Ein *hélas!* mitten im Satz zu Beginn des Romans blitzt auf wie ein Menetekel, ein Flammenzeichen am Kinderhimmel, und kündigt Myriaden weiterer an – Feuerschwerter, deren jedes sich ins Gemüt senkte. Das Martyrium des Zubettgehens nimmt die Fesselung des Leidenden an die heute als Museumsobjekt aufgestellte Messingbettstatt vorweg; eine pflaumenblaue Seidendecke mutet an wie eine einzige Tintenlache, aus der sich Tausende von Manuskriptseiten speisten. Ein weiteres Abendzeremoniell warf seinen poetologischen Schatten voraus: Die Schauermär der *Laterna magica* aus merowingischer Vorzeit – sie gravierte im kindlichen Hirn die Rille, in die Menschenschrecknisse einfließen sollten. Das Kindheitstrauma als *dark hole* im Universum – gab es nicht Gnadenmomente für ihn, dessen Stahlfeder unaufhörlich Vernarbun-

gen aufstach? Für den Augenstern einer ihn freilich in Strenge umsorgenden Weiblichkeit, Schutzmantelmadonnen im feierlichen Taftschwarz ihrer Krinolinen um die tyrannische Erstgeburt gruppiert. Verzicht auf Erlösung wurde ihm zur geheimen Kraftquelle. In der Werkstatt der Erinnerung verbiegt oder begradigt der Erfinder seiner Kindheit den goldenen Draht, der einmal als Schlinge um seinen zarten Hals lag. Den Kopf schräg geneigt, trotzig in ein Intérieur verbannt, malte ihn Claude Monet 1875 und füllte das Treibhaus der Seelenangst mit Wucherungen aus, spitzblättrigen Gewächsen: flammengleich umzüngeln sie den Knaben im Matrosenhabit, *petit prince perdu*, ein Verlorener im Mysterium des Kindseins, ein Ertrinkender in tiefer, blauer See.

Stellen wir uns vor, Marcel wäre in den Palästen aufgewachsen, aus denen er die Figuren für sein Götterdämmerungsepos holte. Mit den Nachfahren jener gepuderten zahnlückigen Perückenträger aus Saint-Simons feudalem Memorial hätte er gern den Reigen getanzt, das Menuett der frühen Begehrlichkeit. Wir wissen ja, wie heftig er sich verliebte. Doch die Geschöpfe seiner Wunschträume lebten von ihm abgeschirmt – wie Paradiesvögel in hohen Art-nouveau-Käfigen vom Jardin d'Acclimatation, dem Botanischen Garten in Paris. Bizarre Geschichten witterte der leidende Dichter hinter den Erscheinungen der nie Erreichten. Als ihm auf dem Todeslager »der Duft von Prinzessinnen« widerstand, hatte er sie, drakonisch wie nur ein Ahasver, ins Gemäuer seines Romans bereits eingekerkert.

DIE KINDGELIEBTEN:
MARIE-GILBERTE, JEANNE-GILBERTE

Es war »das Geheimnis ihres unbekanntenen Seins«, das Marcel zu diesen Spielgefährtinnen hinzog, dieser *petite bande* in den Parkanlagen der Champs-Élysées, wo sich vor den Augen der Bonnen und Gouvernanten ein *roman d'amour ensuite* entspann. Man hatte sich daheim, am Boulevard Maiesherbes Nr. 9, die Erlaubnis erstritten; in düsterer Salonkulisse hallten die Worte wider: »Ich gehe!«

»Trunkenheit und Verzweiflung meiner Kindheit«, »ivresse et désespoir«, das war die sehr hübsche, lebhaftige Schwarzgelockte, eine Russin und erste der beiden großen Lieben, wie Proust später zugab. »Ich war verrückt nach ihr – j'étais fou d'elle«, will seine letzte Betreuerin Céleste Albaret vernommen haben. Man blieb ja viel länger Kind in diesem späten *Fin de siècle*; in Wahrheit zählte Marcel schon fünfzehn Jahre, als er sie im Sommer 1886 kennenlernte, die unter dem Namen Gilberte in die Weltliteratur eingehen sollte. Ihr wirklicher lautete Marie de Bénardaky. Daß sie die Tochter eines ehemaligen Zeremonienmeisters am Zarenhof war, darauf tat sich die kleine Kosmopolitin etwas zugute, und dazu ihre slawische Aura! Wenn sie von ihren »Seelen« sprach, meinte sie die Leibeigenen, da, irgendwo in der russischen Weite . . . Ihr Vater hatte das Land um einer Mesalliance willen verlassen und frönte im neogotischen Palais an der Rue de Chaillot Nr. 65 seiner luxuriösen Sammelleidenschaft. Dem ganz kunstfremd aufgewachsenen Marcel gingen die Augen über: *objets d'art* aus Silber und Porzellan hortete er im Gedächtnis. Venusbergodeur verströmte Madame de Bénardaky. Madame Proust unterband den Ver-



JEANNE POUQUET, VERKLEIDET ALS KARTENLEGERIN,
UND IHR BRUDER PIERRE
FOTO: PAUL NADAR